

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 5

Artikel: Bauernmarkt
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er jedoch durch das Reuhtal aufwärtsritt, um den Gotthard zu überqueren, stürzte er vom Pferd und brach sich ein Bein. Nun war zu damaliger Zeit die Reise über den Gotthard so schwierig und gefährlich, daß, wer nicht eine gute Dosis Mut im Leibe hatte, dieses Unternehmen nicht riskieren mochte. Die furchtbarste Schlucht jedoch war diejenige, die vom Reuhtal ins Urserental hinüberführt. Da war nämlich ein Felsen, der senkrecht in die Tiefe fällt. Es war nicht möglich, hier einen Fuß aufzusetzen, geschweige denn einen Fußweg anzubringen. Und unten in der Tiefe wälzte die Reiß ihre tosenden Wellen mit rasendem Ungeštüm vorwärts. Eine aufgehängte Brücke, die mit Ketten an der Außenseite jenes Felsens angebracht war, bildete den einzigen Durchgangsiveg. Und dieser kühne Übergang, der wie ein Regenbogen über dem Strudel des Abgrundes hing, war immer berieselbt von dem Schaum des Wassers, das in Dampf oder Gischt aufgelöst wurde, ähnlich dem allerfeinsten Staub. Jener Felsen und die stiehende Brücke waren so schrecklich, daß sie gewöhnlich als Teufelsbrücke und Teufelsfelsen bezeichnet wurden.

Morettini hatte Gelegenheit, dieses Schauspiel nicht als gedankenloser Bewunderer, sondern mit jenem genau beobachteten Auge zu betrachten, welches aus dem einzelnen Fall jeweilen die wichtigsten Entdeckungen für die Wissenschaft und Künste herausfand. Während er nämlich in einer Ortschaft nahe bei seiner Unfallstelle wartete, bis sein Bein wieder geheilt war, entwarf er eine Zeichnung und verfiel auf das Projekt, den Berg zu durchbohren und mitten durch jenen steil abfallenden Felsen eine Straße zu öffnen.

Dieser Plan wurde auch angenommen und bald darauf das Werk begonnen. Mit kunstvollem Vorgehen schlug man in den Felsen, der aus ganz hartem Granit bestand, das berühmte Urnerloch, durch welches der Wanderer aus einer

der grausigsten Schluchten der Schweiz sicher zu dem anmutigen Wiesental von Urseren hinübergelangen kann.

Dieser große Durchbruch mitten durch den Felsen ist vielleicht der erste, den man in jenen Gegenden gesehen hat. Er wurde im Jahre 1708 durchgeführt und hat eine Länge von 200 Fuß auf eine Breite und Höhe von 12 Fuß. Für lange Zeit wurde jenes Werk als etwas Uebermenschliches bewundert und als ein Beweis der Macht des Genius, denn zum ersten Male wurde hier ein Gewölbe (Tunnel) in den lebenden Stein gehauen.

Die Geschichte der Schweiz feiert Morettini und sein Werk als etwas Hervorragendes. Freilich benahmen die seither gemachten Tunnelbauten ähnlicher Art dem Urnerloch mit der Zeit einen Teil seiner Grandiosität. Aber sie können unserm Morettini den Ruhm nicht streitig machen, daß er in jener Ertlichkeit und zu den damaligen Zeiten, wo derartige Bauten weit schwieriger waren als heute, ein Projekt ausgedacht und durchgeführt hat, das vorher als etwas Unmögliches gegolten hatte. So hat er dem Vaterland einen wertvollen Dienst erwiesen, für den ihm jeder Schweizer erkenntlich und dankbar sein wird.

Als Morettini nach Vollendung jenes Werkes dann in seine Heimat, ins Maggiatal, zurückkehrte, verbrachte er die letzten Tage seines Lebens keineswegs in stumpfem Nichtstun, sondern er beschäftigte sich damit, die Verheerungen der Wildwasser des Maggiaflusses auszubessern und zu verhindern. Er gab vortreffliche Anweisungen für die Errichtung von Dämmen längs des Flusses bei Locarno und suchte seiner Heimat in jeder Weise nützlich zu sein, um so das Wohlwollen seiner Mitbürger zu verdienen, bei denen er dann auch ein sehr gutes Andenken hinterließ.

Bauernmarkt

Von Ruth Blum

Schön ist so ein Bauernmarkt am Winteranfang, wenn die Gemütsruhe der stillen Zeit in allen Herzen eingezogen ist und das Herbstgeld

in den Hosensäcken klimpert! Das ganze Dorf ist auf den Beinen, sogar aus den umliegenden Ortschaften strömen die Menschen in Scharen

herbei. Jeder will ein Fezlein Fröhlichkeit erhaschen, jeder für eine kurze Spanne Zeit zurück sinken in die Marktwonnen seiner Kindheit, die so süß waren wie Basler Meßmoden, und so glitzerig wie blecherne Fingerringe mit böhmischen Kieselsteinen daran. Und es ist ja alles wieder da, was vor dreißig, vierzig, fünfzig Jahren unsere Herzen betörte, dieselben rotgrün gerinkelten Zuckerstengel, dieselben Erdbeeren aus Marzipan, dieselben Miniatur-Milchfläschchen voll weißer und roter Pfefferminzchen. Und der billige Jakob klopft immer noch seine billigen, uralten Sprüche, und der Restentoni bietet immer noch seine bunten Tücher feil. Alles, alles ist wie einst. Nur die Zahlen sind etwas fetter geworden, und die Schiebzudendame streicht sich jetzt auch die Fingernägel an — das hat sie vor einem Vierteljahrhundert noch nicht getan. Ihr grauslicher Plunder aber ist haargenau der alte. Teddysären, gipserne Apfelschüsse und farbentolle Zellskapellen, auf schwarzem Samt gemalt, belohnen den glückhaften Schützen, der dreimal ins Schwarze trifft. O göttlicher Jahrmarktsfisch, ich sehe schon, du bist langlebiger als der Schandpfahl der Landi, der dich einst aufgespießt hat! Und wie weit ein Jahrmarktskrämer kommt, wenn er in Nesthetik macht, das beweist die stille Tragik des Ballonmannes Nummer eins, der umsonst auf Kunden wartet. Niemand will seine almodisch runden Ballons kaufen, alles rennt zum Ballonmann Nummer zwei, der statt der hergebrachten klassischen Farbenkugeln lauter aufgeblasene Monstrümer verquantet, Würste, Katzen, Michymäuse mit gräßlich dummen Fratzen. Lust, mit etwas Geschmaclosigkeit darum herum! Aber die Kinder reißen sich um diese grotesken Gebilde und würdigen die herkömmlichen runden Bälle keines Blickes ...

Gaffend schlendere ich straßauf, straßab und drehe den Fünfliber in den Händen, den ich verbußen darf. Mehr nicht, sonst reicht es nicht zum geliebten Schweinsrippchen, das ich abends in der „Ilge“ verzehren will. Aber ich bin nicht betrübt über die Kleinheit meines Marktgeldes, sondern lasse es frischfröhlich draufgehen für eine Tüte Magenbrot, ein halbes Pfund heiße Maroni und etliche Zuckerstengel, die ich den Kindern einer guten Freundin beschere. Das Magen-

brot will ich der Mutter bringen, die Kastanien vertilge ich selber. Und bin nicht überrascht, daß auf ein gesundes Maroni fünf faule kommen — auch in diesem Punkte ist der Jahrmarkt „wie einst“ geblieben ...

Uebrigens tröste ich mich mit den Leuten, die nicht einmal einen Fünfliber ausgeben, wie zum Beispiel Vetter Adrian, der nie etwas anderes als ein Paar Schuhbändel kauft, oder der alte Dehler, der seiner gichtfranken Lydia alljährlich als einziges Marktfrömllein ein Spülchen Dorcasfaden nach Hause bringt. Seht, dort taucht seine schäbige Pelzmütze im Gedränge auf, dieses von den Motten zerfressene Brunkstücke seiner Garderobe, das er Jahr für Jahr am Markttag zum erstenmal aufsetzt, gleichgültig, ob es Käthen hagelt oder septemberlich warm macht wie heute. Verstohlen schleiche ich dem alten Geizfragen nach. Vor dem Allerweltsstand eines Granitzlers bleibt er stehen und bestaunt andächtig die ausgebreiteten Lässer, Unterhosen, Dächlkappen und Endefinken. Er betrachtet alles, betastet vieles, fragt nach manchem Preis und — kauft seiner Lydia ein Spülchen weißen Dorcasfaden!

Nachbar Johannis ist auch so ein Feger! Macht vor allen Leuten seiner Frau den Marsch, weil sie einen neuen Winterhut begeht, den ersten seit ihrer Heirat vor neun Jahren. Schamlos nennt der strenge Gemahl das bescheidene braune Kübelchen, das sie soeben auf den währschaften Haartrüdel setzen will, einen „Güllenschöpfer“. Traurig legt die Bäuerin den Gegenstand ihrer Sehnsucht auf den Standtisch zurück. Und weil sie dabei das Augenwasser bekommt, schenkt der Gatte ihr zum Troste ein Lebkuchenherz mit einem Liebesprüchlein drauf. Mit achtzig Rappen wird die Aermste abgespiessen. Johannis aber geht hin und kauft, ohne mit der Wimper zu zucken, für sich einen neuen Traktor. Denn sogar Traktoren gibt's auf unserm Bauernmarkt, und sage und schreibe: sieben gehen weg wie die Butter an der Sonne!

Man sieht schon, daß die Bauern ein gutes Weinjahr hatten! Abgesehen von ein paar alten eingefleischten Rappenspaltern langen sie alle ziemlich tief in den Sac und lassen manche Humderternote wechseln. Sie kaufen Stechgabeln, Holzschuhe, Wollsocken, Zainen, Bettflaschen und

Wasserpfannen. Einer trägt, munter pfeifend, eine Heugabel auf der Achsel, an deren Zinken ein geflochtenes Puppenwälzchen baumelt, ein Anblick, der allgemeine Heiterkeit erregt. Weniger gemütlich wird's, wenn der taubstumme Tobias mit seinem schwankenden Zackengang eine riesenhafte Blattsäge schultert, deren scharfe Zähne stahlhart blecken. Manchmal ist es fast lebensgefährlich im dichten Gewühl. Hier bekommt man einen Besenstiel in den Bauch, dort will einem die Guggelfeder eines fecken Damenhutes die Augen aussstechen. Und wenn sich dann noch das Postauto den Weg durch das Chaos bahnen muß, tut man gut daran, sich auf allen Bieren unter die Buden zu salvieren ...

Um fünf Uhr ist der ärgste Rummel schon vorbei. Sobald einmal die ersten Acetylenlampen an den Ständen aufflammen, verflüchtigt sich die Menschenchar, und die Krämer packen ihre Siebensachen zusammen, die meisten mit dem Ausdruck tiefer Zufriedenheit im Gesicht. Außer dem Ballonmann Nummer eins sind nur zwei Verdroßene unter ihnen: die Frau mit den Damenhüten und der Welsche mit den ausrangierten und gefärbten Soldatenhosen. Die brummen und wettern über das schlechte Geschäft des Tages und schwören hoch und heilig, nie mehr in dieses „Kaff“ zu kommen. Selber schuld, warum haben sie vorher die Mentalität des Klettgauer Bölkleins nicht besser studiert! Das hätten sie wissen müssen, daß eine bodenständige Bäuerin höchstens alle Schaltjahre einmal einen Deckel kauft, und daß ein hablicher Ackerbauer niemals seine untern Extremitäten in „abgändige“ Hosen steckt. Das ginge sogar dem alten Dehler gegen den Strich. „Pfui, Tüüfel“, ruft er geringschätzig unter seiner Pelzkappe hervor, „wär wett au sonigi Hose aalege! Me waaf je nid, welem Süüniggle die emol ghört händ!“

Um sechs Uhr ist der Marktplatz schon wie ausgestorben. Nur ein paar Knaben streichen noch herum, blasen von Zeit zu Zeit mörderlich in ihre Blechernen „Trüdüüli“ und suchen in den fortgeworfenen Papierhaufen nach irrtümlich verschleuderten Kostbarkeiten. Ein Krämerauto nach dem andern verdüstet. Das Karussel aber orgelt immer noch, und um diese Stunde lohnt es sich schon, den fliegenden Sesselchen zu-

zuschauen. Die sind jetzt nicht mehr mit Jungvolk befrachtet, sondern mit Erwachsenen im Alter von zwanzig bis siebzig Jahren. Jubelnd sausen diese großen Bauernkinder in den nächtlichen Himmel hinein. Die weiten Hüppen der Försterin flattern, und die Büsimütze des dicken Mezgermeisters schwiebt hoch im Bogen auf ein nahes Schweinstalldach.

Zwei Stunden später sitze ich in der „Elge“ hinter Rippeli und Sauerkraut, und ringsherum wird getafelt, als müßte hier jeder um sein Leben essen. Pallieter im Klettgau! Vier Schweine, etliche Kälber und drei Rehböcke haben das Leben lassen müssen, um den Jahrmarkthunger des Dorfes zu stillen. Die wenigen Gäste finden in der Gaststube Platz, die meisten sind oben auf dem Estrich des großen Hauses einquartiert, in einem mächtigen leeren Raum, der bei besondern Anlässen wirtschaftlich eingerichtet wird und darum den Spitznamen „Sümpfli“ trägt. Auch ich bin nun glücklich im dorfsberühmten „Sümpfli“ angelangt und sitze eingekuschelt zwischen zwei würdigen Gemeinderäten, die mir gerne ein Stüberchen anhängen möchten. Über ich kenne den Teufelswein des Jahres 1947 und halte wohlweislich die rechte Hand über mein Glas, während meine Linke den Rippelknochen an die Zähne führt. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ — und wie die andern Dorfleute mit der fünzfingrigen Gabel essen. „Schmatzenfest“, sagt der Herr Flurreferent und bietet mir noch eine Bauernwurst an. In Gottesnamen denn, es ist ja nur einmal Markt im Jahr — und nachher kann man wieder fasten!

Lange nach der Geisterstunde komme ich wohl behalten in meiner Wohnung an, mit freiem Kopflein, da ich seit abends elf Uhr nur noch „Blötterlwässer“ trank, wohl aber mit arg belastetem Bäuchlein. Das edle Schwein liegt mir schwer auf dem Magen und hindert mich lange am Einschlafen. Ich höre die letzten Marktgänger gröhrend nach Hause wanken, ich vernehme noch den ersten Hahnenschrei. Dann endlich sinke ich in unruhigen Schlummer und träume wild und aufgeregt von fliegenden Suppenwürsten, tanzenden Michmäusen und von einer Pelzkappe, die sich unter meiner Hand in ein reizendes Nähkörbchen verwandelte.